# Der letzte Schweizer

**Abstimmungen über Rüstungsexporte rühren an eine lange Tradition. Denn Schweizer Waffen und Söldner kamen über Jahrhunderte in fremden Kriegen zum Einsatz. Noch kaum bekannt: 1801 gar in den Wüsten Afrikas.** *Von Christoph Zürcher*



**In der Wüste Abessiniens kämpften die Schweizer gegen das Verdursten und Eingeborene (rechts) mit Messern.**

Es war in jüngerer Zeit nicht mehr oft zu überprüfen. Doch Schweizer Soldaten scheinen einst tatsächlich ihre heldenhaften Momente gehabt zu haben.

Er war zweimal fast ertrunken. Wellen warfen ihn auf scharfkantige Felsen, im Vergleich zu denen eine Landung auf den Bajonetten feindlicher Reihen eine Wohltat war. Horden von Eingeborenen wollten ihn in Stücke hauen. Er kreuzte den Weg mit Wölfen. Und dass er nicht verdurstete, muss als purer Zufall bezeichnet werden.

Doch als man Henderick Portenger, Soldat aus dem Neuenburger Söldner-Regiment de Meuron, nach Monaten der Qual und Entbehrung vor die Wahl stellte, zum Islam zu konvertieren oder zu sterben, entschied er sich ohne Zögern für die zweite Möglichkeit. «Die Eingeborenen wollten uns nach islamischer Sitte beschneiden. Das lehnten wir ab. Wir waren entschlossen, alles zu erdulden, nur das nicht», schrieb Portenger später, nachdem eine glückliche Fügung das Schlimmste gerade noch hatte verhindern können.

Es war das Jahr 1801. Ein Teil des Regiments de Meuron, damals im Dienste der englischen Krone, hatte auf dem Weg von Indien nach Ägypten vor der Küste Abessiniens Schiffbruch erlitten. 20 Mann gingen über Bord. 14 schafften es an Land. Aber nur Portenger überlebte auch die folgenden Monate in der Wüste, bevor er von einem englischen Schiff aufgegriffen wurde.

Sein Bericht «Narrative of the Suffering and Adventures of Henderick Portenger, a Private Soldier of the Late Swiss Regiment de Mueron . . .» erschien 1819 in London. Es ist wohl eines der exotischsten Kapitel der Schweizer Militärgeschichte. Trotzdem hat es sich einer breiteren Bekanntheit bisher entzogen. Ein rares Exemplar der Originalausgabe wird in der Bibliothek des Musée des Suisses dans le Monde in Genf aufbewahrt.

## Auftritt in der Weltgeschichte

Das Schicksal traf die Schweizer Soldaten in Afrika unerbittlich. Dass es die edelsten traf, kann man nicht behaupten. Ihren grossen Auftritt in der Weltgeschichte hatten die 1020 Mann des Regiments einige Jahre zuvor in Ceylon gehabt. Man nutzte ihn, um mit einem grandiosen Bestechungsskandal in Erinnerung zu bleiben.

Ceylon und das Neuenburger Regiment waren damals niederländisch. Doch am Tag, an dem die Engländer zum finalen Angriff bliesen, liefen die Schweizer zum Gegner über. Die Niederländer standen wehrlos da. Dass Ceylon nach 160 Jahren niederländischer Herrschaft kampflos Teil des britischen Imperiums wurde, liess sich Charles-Daniel de Meuron, oberster Herr des Regiments zu Hause in Neuenburg, umgerechnet mit einer halben Million Schweizerfranken bezahlen.



**Das Regiment de Meuron in Indien, gemalt von Albert von Escher um 1890.**

Es war der Abend des 7. Juni, als das Schiff mit den Schweizern gegen die Küste Afrikas krachte. Der Mann im Ausguck hatte offenbar geschlafen, das Schiff fuhr auf Felsen und brach auseinander. Portenger, dem nach allem, was noch folgen sollte, der Schiffbruch im Nachhinein wohl als geradezu harmloses Missgeschick erschien, beschrieb die Lage auf dem Wrack als «melancholisch». Eine Nacht harrten die Männer aus, dann vertrauten sie das wenige, was von ihrem Leben noch übrig war, Planken und Rumfässern an. Auch jenen, die das Ufer erreichten, blieb nicht viel Grund zur Freude.

Sie waren in einer der unwirtlichsten Gegenden der Erde gelandet. Die Danakil ist eine Wüste, im Vergleich zu der die Sahara ein Arkadien ist. Um sie zu beschreiben, ist in Reiseführern in der Regel vom Mond die Rede. Im Sommer gilt das Gebiet noch heute als praktisch unbereisbar. Temperaturen von über 50 Grad sind völlig normal.

Einer der Schweizer muss geahnt haben, dass das nicht gut ausgehen konnte, und tat das Vernünftige. Nachdem er sich einmal umgesehen hatte, schnappte er sich ein Fass Rum, leerte es bis zum Boden, kletterte auf die höchste Klippe und sprang kopfvoran hinunter. Der Rest der Truppe dürfte schon bald bereut haben, nicht hinterhergesprungen zu sein.

Es mag erstaunen, aber in der Danakil wohnen Menschen. Der Stamm, von dem sie noch heute bevölkert wird, heisst Afar. Weniger erstaunen mag, dass die Bewohner dieser erbarmungslosen Gegend chronisch schlechte Laune haben. Die Reizbarkeit der Afar ist legendär und war später selbst für einen abgebrühten Abenteurer wie Wilfred Thesiger erwähnenswert. Beeindruckt hat Thesiger nicht unbedingt, dass die Afar Fremde gerne sofort töten, sondern das, was sie mit ihnen vorher machen. Es gibt Afar-Häuptlinge, die tragen ganze Amulette aus getrockneten Penissen um ihren Hals.

## Nackt, aber bewaffnet

Auf einen ersten Kontakt mit der einheimischen Bevölkerung mussten die Schweizer nicht lange warten. Die Eingeborenen waren nackt, aber gut bewaffnet. Bei den Schweizern verhielt es sich genau umgekehrt. Zuerst verhielten sich die Afar friedlich. Dann fiel ihr Blick auf die Silberketten, die einige der Männer um ihre Arme trugen.

Augenblicke später waren die Männer ihre Silberketten los. Wem von den restlichen Schweizern das Herz in dem Moment nicht stillstand, der rannte. Die Afar hatten den Soldaten nicht nur ihren Armschmuck, sondern mit ein paar geübten Hieben ihrer Schwerter auch gleich die Arme abgenommen.

Dem Laufwettbewerb mit den Eingeborenen über die Dünen zeigten sich nur neun Söldner gewachsen. Der Rest wurde eingeholt und, wie Portenger mit Schaudern schreibt, «auf der Stelle geschlachtet». Wie durch ein Wunder trafen die Entsprungenen am anderen Tag auf ein Wasserloch, nahmen aber



MICHAEL RIEHLE / LAIF



HEMISPHERES / LAIF

## Söldner in der Wüste

**1801 kämpfen Schweizer mit Abessiniern**




schleunigst wieder Reissaus, als sie in der Ferne eine Gruppe Afar mit fuchtelnden Speeren herantraben sahen.

Drei Tage schleppten sich die Männer weiter. Dann, wieder an die Küste gelangt, fielen Portenger und ein Mann namens St. Julien in der Dunkelheit in die Brandung, hätten eigentlich tot sein müssen, retteten sich aber auf einen aus dem Wasser ragenden Felsen. Die Wellen dröhnten gegen die Klippen wie Kanonendonner. Die Männer klammerten sich drei Tage und vier Nächte fest. Dann beruhigte sich das Meer ein bisschen, und sie wagten den Sprung in die Fluten.

Anderntags trafen sie fünf ihrer Kameraden wieder. Welches Schicksal den anderen widerfahren war, wollte niemand wissen. Jetzt waren sie noch sieben. Einer machte einen Abstecher an den Strand und kam mit Krabben wieder. Das hob die Stimmung und gab den ausgezehrten Männern etwas Kraft zurück. Aber was sind schon ein paar Krabbenbeine, wenn man täglich um sein Leben rennen muss?

Nach einem weiteren Laufduell mit den Einheimischen und neun Tagen Eilmarsch durch die sengende Hitze war die Truppe auf vier Mann reduziert. Weitere zwei Wochen später waren nur noch Portenger und St. Julien übrig geblieben. Die anderen zwei hatte man verloren. Als man sie wieder fand, waren sie von Wölfen so zugerichtet, dass Portenger einen Kameraden nur wegen eines Büschels roter Haare wiedererkannte.

Das war der Tiefpunkt. Portenger erwartete jetzt täglich, seinem Schöpfer entgegenzutreten. Ein Treffen, dem er mit wachsender Vorfreude entgegensah. Seit Wochen hatten sich die Männer hauptsächlich von Wurzeln ernährt. Aus Mangel an Wasser waren sie mittlerweile zum Trinken ihres Urins übergegangen. Vor Angst, wieder den mordlustigen Afar über den Weg zu laufen, harrten sie eine Woche lang zwischen Felsen aus.

### Durst grösser als die Angst

Doch schliesslich waren der Durst und der Hunger grösser als die Angst und trieb die Männer weiter. Zwei Tag später – Portenger erschien es «wie eine göttliche Fügung» – trafen sie auf einen blauen Fluss, an dessen Ufer Büsche mit essbaren Früchten wuchsen. Sechs Tage lang rührten sie sich nicht von der Stelle und priesen ihr Glück.

Die Verschnaufpause war eine gute Idee. Denn jenseits des Flusses harrten schon die nächsten Bewährungsproben. Die Probleme Wasser und Essen waren ab jetzt zwar nicht mehr ganz so existenziell. Dafür traten erneut interkulturelle Spannungen in den Vordergrund, die in ihren Konsequenzen nicht weniger bedrohlich waren. Nach zwei Monaten Trekking durch die Wüste wankten die Soldaten in ein Dorf. Ein freundlicher Mann, dem sie kurz zuvor begegnet waren, leitete sie hin. Und tatsächlich: Niemand rannte schwertschwingend auf sie zu. Stattdessen gab man ihnen Wasser und Fladenbrot. Wie sich rasch herausstellte, leider weniger aus Gastfreundschaft, denn um sie für die Sklavenarbeit fit zu machen.

Die Lebensbedingungen der letzten Wochen hatten die Männer nicht wählerisch gemacht. Im Vergleich zum gerade überstandenen Albtraum, alles Lebensnotwendigen beraubt, in steter Furcht, das nächste Glied in einem Afar-Amulett zu werden, kam ihnen sogar das Sklaventum wie ein Aufstieg vor. Sie schickten sich in ihr Los und schleppten in grossen Lederbeuteln täglich Wasser vom Brunnen zum Dorf. Als Belohnung warfen ihnen die Eingeborenen am Ende des Tages ein paar Fischköpfe hin.

Mehr Widerstandswillen zeigte der verbliebene Rest des Detachements aus Neuenburg, wenn es um Bekehrungsversuche ging. Mit dem Wechseln der Fronten hatten die Schweizer bekanntlich keine Schwierigkeiten. Und auch was religiöse Standpunkte betraf, zeigten sie sich flexibel. Um die Eingeborenen gnädig zu stimmen, warfen sie sich bei jeder Gelegenheit zu Boden, riefen Allah an und haspelten den einzigen Satz Arabisch herunter, dessen sie mächtig waren. Doch beim Thema Beschneiden war auch die Schweizer Pragmatik ausgereizt. Leider war der Verhandlungsspielraum in der Sache äusserst eng, genau genommen inexistent. Die Krummdolche wurden schon kräftig gewetzt – da nahte die Rettung.

### Gewaltausbrüche

Portenger war es eines Nachmittags gelungen, die Aufmerksamkeit eines englischen Schiffes zu erregen, das vor der Küste in eine Flaute geraten war. Noch bevor einer der Dorfbewohner etwas merkte, wurden die Schweizer von einem Beiboot aufgegriffen. Es war der 20. Dezember 1801, 196 Tage nachdem das Regiment de Meuron Schiffbruch erlitten hatte.

St. Julien überlebte seine Rettung nur um einen Tag. Der Captain hatte Befehl gegeben, noch einmal an Land zu gehen, um Wasser zu holen. Portenger riet dringend davon ab. Vergeblich. Die Ruderboote hatten das Ufer noch nicht erreicht, da stürmten die Wilden, die Augen glühend vor Rachelust, aus den Büschen und ins seichte Wasser. Das Boot, in dem Portenger sass, konnte gerade noch den Rückwärtsgang einlegen. St. Julien hatte das Pech, im anderen zu sitzen. Im nächsten Hafen angekommen, beantragte der letzte Schweizer Urlaub. Doch er wurden ihm nicht gewährt.

Narrative of the Sufferings and Adventures of Henderick Portenger. Kessinger. Taschenbuch, 28 Seiten, etwa 15 Fr.

**Mythos Söldner**

## Der Export-Hit von damals waren Krieger



**Schweizer Reisläufer um 1553.**

Vom Mittelalter bis zum Wiener Kongress 1814 kämpften zwei Millionen Schweizer in fremden Diensten. Ein Schweizer und seine Waffe galten über Jahrhunderte als State of the Art der Kriegstechnologie. Kein Land dürfte so gesehen eine längere Tradition im Export von Rüstungsgütern haben. Seinen Durchbruch als Export-Hit erlebte der Schweizer Söldner in den Auseinandersetzungen mit Karl dem Kühnen von



**Gewalthaufen im Angriff: Dornach, 1499.**

Burgund. Burgund war damals eine Supermacht. In den burgundischen Kompanien entfaltete das spätmittelalterliche Rittertum seine ganze Pracht. Diese bis dahin unbesiegte Militärmaschine schlugen die Schweizer Aufgebote 1476/77 in den Schlachten von Grandson, Murten und Nancy vernichtend. Das Schweizer Fussvolk hatte seine Gegner einfach überrannt. Darauf wollten plötzlich alle Mächte diese neue Wunderwaffe haben. Berühmt waren die Schweizer für den «Gewalthaufen», eine Ansammlung von bis zu 50 Männern, die sich nicht darauf beschränkte, die Reiter abzuwehren, sondern mit Gebrüll selber in alles vernichtende Sturmläufe überging. *(cz.)*